

Der Garten der Jugend

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **212 (1939)**

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656563>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schnell... eine Reifenpanne für einen guten Einfall! „Sioux-Indianer?“ Bewahre, das geißelte ja nur seinen äußeren Habitus, konnte ihn unmöglich bis ins Mark treffen.

Und endlich — ich sprang vor Begeisterung im Wagen hoch, schwenkte die Mütze und trompetete durch die Hände: „Fußgänger!“

Heureka, das war's. Eine endgültige, erschöpfende Kennzeichnung seines physischen, geistigen und sozialen Typus. Es traf ihn wie ein Hammerschlag. Hilflos bückte er sich nach einem Stein — umsonst, wir fuhren ja mit siebzig Kilometer Geschwindigkeit. Ich rieb mir die Hände. Die Rache durfte als vollkommen gelungen gelten. Haha! „Fußgänger.“ Einfach unbezahlbar. Wer hätte gedacht, daß ich so durchtrieben boshaft sein könnte? Wieder einmal ging mir der Sinn auf für den Schopenhauer'schen Lehrsatz, wonach es für jede Sache oder Handlung stets nur eine vollauf deckende Bezeichnung gebe.

Viel ist da nicht mehr nachzutragen. Zwar begegnen wir uns recht häufig, doch die Feindschaft besteht nur noch seinerseits. Ich kann Otto, den Fußgänger wider Willen, nicht länger hassen: er mag bei meinem Anblick noch so zornig knirschen, spucken, schmähen und verächtliche Grimassen schneiden. Mir dient es nur noch zur stillen Erheiterung. Es muß halt auch solche Räuze geben.

Interview.

Hotelhalle. Ein junger, gutaussehender Herr sitzt in einem Klubsessel. Ein paar Sessel entfernt hat eine jüngere Witwe mit ihrem fünfjährigen Söhnchen Platz genommen.

Das Kind geht zu dem jungen Herrn und fragt:

„Wie heißt du, Onkel?“

„Ich heiße Georges Smith, Kleiner.“

„Hast du eine Frau?“

„Nein, Kleiner.“

„Bleibst du noch lange hier im Hotel?“

„Vierzehn Tage, Kleiner.“

Das Söhnchen dreht sich zu seiner Mutter um und ruft laut: „Mammi, was soll ich ihn noch fragen?“

Der Garten der Jugend.

Es gibt viele Frauen wie Marie, die reizvoll sind, ohne schön zu sein, und klug, ohne gelehrt zu sein. Es gibt auch viele Frauen wie Marie, die nach etlichen Ehejahren erfahren, daß Leidenschaft zur Gleichgültigkeit wird und das Besondere zur Gewohnheit. Aber es gibt nicht viele Frauen wie Marie, die mit lächelndem Verstehen und stiller Güte ihrem Schicksal zu begegnen wissen.

„Jetzt blühen wieder die Veilchen im Garten deiner Jugend“, sagte Marie eines Tages zu Hugo. Sie kannte diesen Garten so genau, als ob sie jemals selbst dort gewesen wäre. Die weiten Rasenflächen, den dunklen Weiher, die mächtigen Bäume, die hohe Mauer, die dieses Paradies umschloß und doch nicht hoch genug war, um den Blick auf den himmelstrebenden Berg zu wehren. Sie kannte das altersgraue Haus am Ende des Gartens und den Kartoffelacker, der im Nebel der Frühlingsabende den herben Duft der Schollen zum Haus herüberschickte. Sie kannte Agathe Rauch, das Lehrerstöchterlein mit dem Kupferhaar und den Märchenaugen, das so zart gewesen war wie sein Name, und sie kannte auch das Wirtshaus „Zu den drei Brunnen“, wo ein verstimmtes Orchestrion dem Glück einer jungen Liebe die Weise von „Glühwürmchen, Glühwürmchen flimmre“ gespielt hatte.

„Du sollst die Stätten deiner Jugend besuchen“, sagte Marie, „und ich werde dich nicht begleiten. Das Wiedersehen mit Erinnerungen feiert man besser allein!“

Hugo schüttelte den Kopf. Er sträubte sich gegen den Plan der Frau, ohne sie zu reisen. Aber Marie wußte, daß ihr Gatte insgeheim ein Träumer war, der glaubte, die sorglose Jugendzeit sei, unberührt von den Nöten und Kämpfen des Tages, an einem fernen Ort wohnen geblieben, nach dem er sich um so heißer sehnte, je schwerer der Lebenskampf wurde.

Marie traf die Reisevorbereitungen für ihren Mann mit besonderer Sorgfalt. Ihre kleinen Ersparnisse, die für die Aufbesserung ihrer eigenen Garderobe bestimmt gewesen waren, verwendete sie nun für die Ausstattung Hugos, denn sie war stolz auf ihn und wollte, daß man sehen sollte, wie sehr er sich in der Ehe zu seinem



Der Walliser Obstbauer und -pflanzer im Kampf gegen die Frühlingskälte.
Photopress, Zürich.

Vorteil verändert habe. Dann nahm er eines Abends Abschied von ihr und fuhr zur Bahn, und Marie saß noch lange im Lehnstuhl am Fenster und dachte darüber nach, warum sich eigentlich manche Ehemänner als Gefangene fühlen und die Schuld, daß nicht alle Jugendträume Erfüllung fanden, ihren Frauen zuschieben.

Es war, als ob dreißig Jahre ein Tag gewesen wären. Hugos Herz klopfte im Takt der Räder wie dem jungen Studenten von einst, der auf Ferien nach Hause fuhr. Seine Sehnsucht eilte dem Zug voraus und sah im Geiste, was er in wenigen Stunden in Wahrheit zu sehen hoffte. Der Garten mußte ein Dämmerhain geworden sein unter den Wipfeln der mächtigen Bäume, und die Agathe war wohl schon ein zartes, feines Altjüngferlein mit Silberfäden im

Rupferhaar, das in stillen Stunden die kleinen Andenken an die bittersüße Jugendliebe aus der Kommode nahm und der Erinnerung ein Tränlein weihete.

In der Frische eines klaren Frühlingsmorgens kam Hugo an seinem Bestimmungsort an. Das Städtchen hatte sich sehr verändert, es hatte sich ausgedehnt und der Neuzeitangepaßt, aber die schmale Straße, über die Hugo eilig dahinschritt, war die alte geblieben. Er freute sich über jede Pflanze und jeden Stein des Kalkkopfpflasters und stand dann aufatmend vor der kleinen Pforte in der Mauer, die in den Garten seiner Jugend führte. Fremde Menschen hatten nun Besitzrechte an ihm, doch Hugo öffnete die Pforte und betrat ihn, wie er es sich in all den Jahren tausendmal ausgemalt hatte.

Prüfend blickte Hugo umher. Er sah einen mittelgroßen Garten mit verwahrlostem Rasen, kümmerlichen Bäumen und einem grünüberwachsenen Tümpel. Von der kaum schulterhohen Umfassungsmauer bröckelte der Mörtel. Und wo war der himmelstrebende Berg geblieben? Dieser bescheidene Hügel dort im Hintergrund konnte es doch nicht gewesen sein? Wäre ein Irrtum möglich gewesen, hätte Hugo an einen solchen geglaubt. Denn die Ausmaße, die die Dinge in der Erinnerung gehabt hatten, stimmten mit den Tatsachen nicht überein, alles war zusammengekrumpft und klein und unansehnlich geworden. Ein bitteres Gefühl der Enttäuschung wallte in Hugo auf, so daß er sich jäh abwandte und den Garten verließ.

„Ich habe zuviel von der großen Welt gesehen, um noch dem Zauber der kleinen Welt zu erliegen“, dachte Hugo, während er wieder die Straße zurückging und den Weg zum Lehrerhaus einschlug. Dort wollte er einen Menschen finden, der mit ihm jung gewesen war. Aber im Lehrerhaus kannte niemand die Agathe Rauch.

Mißmutig und traurig schlenderte Hugo durch das Städtchen und suchte nach Erinnerungen. An der Tür eines Mehgerladens stand breit und behäbig eine Frau, die ihm irgendwie bekannt vorkam. „Können Sie mir vielleicht sagen, ob ein Fräulein Agathe Rauch noch hier in der Stadt wohnt?“ fragte er und lüftete höflich den Hut. „Die Agathe Rauch?“ lachte die Frau. „Rauch war mein Mädchennamen, und Agathe heiße ich noch immer. Und du bist wohl der Hugo? Ich habe dich gleich erkannt, obwohl es schon lange her ist. Komm nur herein zu uns!“

Willenlos und wie betäubt ließ sich Hugo durch den Laden und über einen Gang, in dem es nach Fett und gefochter Wurst roch, in die gute Stube führen. Dort saß er auf dem Plüschsofa und starrte auf die Frau, die ihm von ihrem Leben erzählte. Wie schade, daß Karl, der Mehgermeister, gerade heute über Land gefahren war, denn Hugo kannte ihn nicht, weil er erst in die Stadt gekommen war, nachdem Hugo sie verlassen hatte. Und Karl, der älteste Sohn, wollte Doktor werden und studierte; und Agathe, die Tochter, heiratete im nächsten Monat, während Anna und Josef und Walter noch zur Schule

gingen und Wilhelm beim Vater in der Lehre war und einmal das Geschäft übernehmen sollte. Man mußte fleißig dazuschauen, wollte man die Kinder nähren und kleiden und sie etwas lernen lassen.

Als ihn Agathe zum Mittagessen einlud, entschuldigte sich Hugo unter einem nichtigen Vorwand. In ihm tobte ein ohnmächtiger Zorn. Wie hatte es die Märchenfee, seiner Jugendträume wagen dürfen, von ihrem Altar herunterzu steigen, die bittersüße Jugendliebe zu vergessen und auf ihre eigene Art glücklich zu werden!

Im Wirtshaus „Zu den drei Brunnen“ nahm Hugo sein Mittagsmahl. Es schmeckte ihm nicht, und als ein Gast das uralte Orchestrion durch Einwurf einer Münze dazu veranlaßte, die Weise von „Glühwürmchen, Glühwürmchen flimmre“ zu spielen, warf er den Betrag seiner Zeche auf den Tisch und stürmte zum Bahnhof. Er war dabei so in Eile, daß er keinen Blick zurückwarf und daher auch der sanften Lieblichkeit der Landschaft keine Gerechtigkeit schenkte. Ein Geruch von frischer Erde lag in der Luft, die alten Häuser schliefen in der Mittagssonne, und wäre er nur einen einzigen Tag länger geblieben, dann hätte er vielleicht auch Leute gefunden, mit denen er von der vergangenen Zeit geruhig hätte sprechen können.

Hugo saß wieder im Eisenbahnzug. „Heim zu, heim zu“, sang der Takt der Räder, und seine Sehnsucht eilte ihnen voraus, und er gedachte seiner Frau, wie er es fast schon vergessen gehabt hatte. Am späten Abend schellte er an seiner Wohnungstür. Sie wurde so schnell geöffnet, als ob Marie schon dahinter gestanden hätte.

Hugo küßte seine Frau, und sie führte ihn an der Hand ins Zimmer. Dort war alles seltsam neu und schön. Unter dem Bild seiner Mutter blühten frühe Blumen, und der Tisch war festlich gedeckt.

„Du hast mich erwartet?“ fragte Hugo erstaunt.

„Ja“, sagte Marie und lächelte, „denn wir finden den Garten unserer Jugend nimmermehr, und reisten wir um die ganze Welt, um ihn zu suchen. Aber wenn wir die Augen schließen und an die Mutter denken, dann kann es wohl sein, daß er in uns lebendig wird, so wie er es einmal war!“